

# Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage, des „Osttiroler Bote“

16. Jahrgang

1948, 2. Juli 1948

He. 13

## Die Lage des spätrömischen Aguont

Von Dozent Dr. Hermann Wiesflecker

Als aber fast dem Ende des 8. Jahrhunderts die christliche Mission in diesen Gebieten wieder vordrang, da hat Aquileia seine alten Besitz- und Metropolitanrechte wohl wieder angemeldet und offenbar durchgesetzt. Es ist verständlich, daß der Restbesitz des einstigen Suffraganbistums Aguont für Aquileia lange Zeit einen bedeutenden ideellen und praktischen Wert besaß. Das geht vor allem auch daraus hervor, daß die Patriarchen weiter daran festhielten, als Karl der Große die Drauzugänge zwischen dem Salzburger und Agleler Kirchen Sprengel bestimmte und einen Austausch des gegenseitigen Grundbesitzes empfahlen hatte. Wohl aus Gründen der Pietät wollte die Metropole ihren alten Suffraganbesitz behalten.

Weil und in den frühmittelalterlichen Quellen die geschlossene Masse des Agleler Grundbesitzes und sogar ein Sommerhof des Patriarchen in der nächsten Umgebung der Klentzer Pfarrkirche begegnen, werden wir annehmen dürfen, daß auch der Bischof von Aguont zuletzt in St. Andreas Sitz und Kathedrale hatte.

Nicht minder deutlich als die kirchlichen Zusammenhänge weist auch die frühmittelalterliche Stadtlage von Klentz auf spätantike Ursprünge hin. Das älteste Klentz, der locus Quenzina, wie ihn die Brigner Traditionsbücher um 1020 etwa das erste Mal erwähnen, lag auf der Anhöhe nördlich der Isel, ebenda wo heute die Pfarrkirche steht. Hier floss die Drauzugänge über die Isel hinweg auf die alte römische Höhenstraße, welche von Kärnten herauf immer nördlich der Isel führte. Während das erste Aguont am Debantbach noch blühte, mag sich hier um das Straßenzugänge und um den Fußübergang schon eine kleinere Siedlung gesammelt haben; ein Gasthaus, eine Pferdestation und die

Brückenmauer. Hier trafen sich Reisende und Händler aus allen vier Winden und gerade die erwerbsfähigeren Elemente vermochten hier eher einen Dinar zu verdienen als im abseitiger gelegenen Städtchen, wo der Verkehr allmählich unauffällig hindurchzufließen begann. Als dann um die Mitte des 4. Jahrhunderts die Naturkatastrophe über die alte Stadt am Debantbach hereinbrach, da mag es den größeren Teil der Bewohner fast selbstverständlich auf die Anhöhe über der Iselbrücke gezogen haben; denn der neue Ort bildete fast längerem schon die eigentliche Verkehrsmitte des Tales und die Anhöhe schien gegen Naturgewalt und Feindesmacht gleich verlässlichen Schutz zu bieten. Ein Kastell bedurfte hier bei der natürlich geschützten Lage des Ortes nur mäßiger Schutzbauten und man wohnte sicherer als in der alten Lalsiedlung, wo auch die doppelten Mauern das Hochwasser nicht halten abhalten können. Handel und Gewerbe, vor allem Fuhrwerk und Gastwirtschaft durften sich von der Brücke und vom Straßenzugänge eine gute Entwicklung versprechen. Außerdem lagen rundum gute Wiesen- und Ackerflächen, die nicht schlechter trugen als der alte Aguontiner Grund, der immer wieder vom Wilsbach vernarrt wurde. Auch Siedlungen sind Lebewesen, wachsen und entwickeln sich und passen sich gleichsam von selber den Gegebenheiten organisch an. In keltischer Vorzeit, als der Verkehr unserer Gegend fast ausschließlich nach Südosten floß, als vorwiegend Iseltaler und Mölltaler Stegtal über den Wilsbach verfrachtet wurden, da war die erste Siedlung naturgemäß am Fuß des Iselberges entstanden, wo die Mölltaler und die Iseltalerstraße zusammen trafen. Seitdem sich aber in spätrömischer Zeit das Drauzugänge zum inneren Wehrgang der Reichsverteidigung entwickelte, seit die Drauzugänge

in ihrer ganzen Länge ausgebaut und zu einer der begangenen und bequemsten West-Ostverbindungen wurde, da verschob sich auch im Klentzer Becken der Schwerpunkt an die Iselbrücke und an das Straßenzugänge, wo die Drauzugänge und die Drauzugänge Straße sich über die Isel hinweg vereinigten. Abgesehen von allen andern Überlegungen scheint mir die Anhöhe über der Brücke auch nach der Natur des Ortes, nach seiner Lage und Ausdehnung der einzig mögliche Platz im ganzen Lalsfeld, der einem einigermaßen ausgedehnten Kastell mit Kirche, einigen Wohnhäusern, Speichern und Wehranlagen den nötigen Raum bieten konnte. Über kehren wir von der Drauzugänge reiner Kombinationen wieder auf den festen Boden der Tatsachen zurück.

Lassächlich tritt uns die Kastellanlage bereits in den ältesten Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts mit einer Kirche und mit einer Reihe von Befestigungen fertig entgegen.

Es ist nicht anzunehmen, daß die ausgedehnten Bauten erst seit der bairischen Landnahme, seit dem 9. Jahrhundert von den neuen Siedlern begründet worden sein sollen. Noch weniger von den Wenden, die vorher durch 150 Jahre die Gegend besiedelt und beherrscht hatten. Im Gegenteil, die neuen Siedler nisteten sich in der Niederung ein und bauten ihr „burgum“ in das Mündungsgebiet zwischen Drauzugänge und Isel. Die Höhenfestung aber, das „obere Klentz“ um St. Andreas und das „Patriarchesdorf“ müssen noch in spätrömischer Zeit als neues Aguont entstanden und durch die Jahrhunderte herauf stehen geblieben sein. Dies beweist die Person des Kirchenpatrons, des Agleler Eltzeiligen Andreas, dies beweisen der Agleler Besitz „Patriarchesdorf“ und nicht zuletzt die Eigenart der Doppelsiedlung, des älteren „ca-

strum<sup>6</sup> auf der Anhöhe des jüngeren „burgum“ in der Niederung zwischen den Flüssen.

Das spätrömische Kastell dürfte sich im Westen mit dem heutigen Pfarrkirchen- und Widumareal gedeckt haben, das in seinem Grundriß heute noch die ursprüngliche Rechteckanlage erkennen läßt. Die Umfassungsmauern des alten Friedhofes und des anstoßenden Widumareals weisen heute noch zu  $\frac{3}{4}$  den wahrscheinlichen Verlauf des einstigen „Bomerians“. Die Anhöhe erscheint im Hinblick auf die Verteidigungsmöglichkeiten außerordentlich gut gewählt. Im Süden fällt der Steilhang ziemlich jäh, etwa 30 Meter tief gegen die See ab; im Osten und im Westen haben das Patriasdorfer und das Turner Bachl Gräben von hinreichender Tiefe ausgefüllt, welche den Kastellbereich seitlich begrenzen und sichern. Nur gegen Norden hin war der Platz von Natur völlig ungeschützt.

Wer heute etwa die Pfarrei oder die Patriasdorfer Straße hinauf den südlichen und östlichen Begrenzungsmauern des Pfarrbereiches entlang spaziert, hat stellenweise das Gefühl, im Schatten einer alten Befestigungsanlage zu schreiten. Der Pfarrturm selber ist uns jetzt älter als „festes Haus“ bezeugt; er ist vielleicht jenes „castrum“ (= Sommerschloß) des Patriarchen gewesen, das uns seit dem 12. Jahrhundert in den Quellen begegnet und gleichzeitig Wohnstätte des Pfarrers von Patriasdorf-Klenz gewesen sein mag; oder war es vielleicht jenes „castrum Duenz“, das uns eine Urkunde von 1198 in nächster Nähe der großen Alber<sup>10</sup>) bezeugt. Das Haus hat trotz vielfachen baulichen Wandlungen seinen burgähnlichen Charakter bis heute erhalten und mag ursprünglich in spätrömischer Zeit als eine Art Praetorium inmitten des Kastells gestanden sein. Heute noch steht vor dem Widumvor bezeichneterweise die gewaltige hochstämmige Linde, unter der zweimal des Jahres der allgemeine Landtag, der öffentliche Gerichtstag des Klenzer Gerichtsprengels abgehalten wurde. Es ist kein Zweifel, daß gerade auch dieser Talbingsplatz, der uns schon im 12. Jahrhundert bezeugt wird, über die Zeit der bairischen Landnahme und des stahligen Einbruchs zurück auf das spätrömische Kastell weist, welches als das neue Uguont seit dem Untergang der Siedlung am Debantbach der Mittelpunkt und der Wächter des Talbodens geworden war.

Im Bereich des alten Kastells auf dem heutigen Pfarrplatz ist schon im frühen Mittelalter ein ganzer Kranz feiner Häuser festzustellen. Vom „castrum Duenz“ war bereits die Rede. Es ist 1198 im Bereich der Pfarrkirche bezeugt. Das erste und letzte Mal. In der

Frage mußte es seinen Namen wohl an das Stadtschloß abgeben, das um die Mitte des kommenden Jahrhunderts innerhalb des neuen „burgum“ zwischen den Flüssen entstand. Etwas westwärts draußen stand das feste „Dambrotsh“, die heutige Lomaburg. Und an der Brücke unten ist uns um 1200 ein Wehrturm mit Hofstatt bezeugt, der ohne Zweifel auf die römische Mauer- und Wachstation zurückgeht. Er hat sich durch alle Jahrhunderte herauf erhalten und heißt heute genau so wie vor 800 Jahren „der Glöckelturm“. Nicht als ob ein „Glöcklein“ diesem Wehrturm den Namen gegeben hätte, wie man es oberhalb denken wollte. Er hatte seinen Namen vielmehr vom Würzger Ministerialengeschlecht der Glöckl (= Glöckel), das während des 12. Jahrhunderts in größtmäßigen Diensten bezeugt ist und die wichtige alte Brückenfestung durch lange Zeit besessen hatte.

„Uguontum“ . . . Der Name bezeichnete ursprünglich die eigentliche engere Stadt im Mittelpunkt, aber wohl auch den weiteren Stadtbezirk zum mindesten im Umkreis des Lassefels. So ging er selbstverständlich von der verlassenen alten Stadt auf das neue Kastell über. Welche Siedlungen, die verschüttete Altstadt und die Neustadt, mochten weiter als eins empfunden werden, um so mehr als man die Verstorbenen nach altem Brauch weiter im Friedhof der toten Stadt be setzte. Man kennt die Beharrlichkeit, mit der in heldischer und christlicher Zeit alte Begräbnisorte beibehalten worden sind. Merktwärdigerweise hat das Gelände der verschütteten Altstadt den Namen, nach wiederholter Umformung allerdings, als „Debant“ beibehalten,<sup>11</sup>) während ihn die Neustadt nach der Besetzung durch die Slaven völlig verlor und von den folgenden bairischen Siedlern des Agaler Besitzes wegen „Patriasdorf“ oder auch das „obere Klenz“ genannt wurde.

Hier auf der Anhöhe über der Felsbrücke hat der Pilger und Sänger Venantius Fortunatus zu Ende des 6. Jahrhunderts sein Uguontum gesehen und besungen. Viele Male wenn ich zu Fuß oder zu Rad die Rusteraler Straße herunter unterwegs war, habe ich diese letzte Strecke lang über Venantius Verse nachgedacht und immer wieder ergab sich mir diese einzige mögliche Deutung. Schon bald unter der Klenzer Klause, wo sich der Blick gegen den Lassefel wendet, beginnt sich die Straße geradewegs auf die Brücke und auf den Pfarrturm auszurichten. Eine mächtige Gehirnde lang beherrscht „die Pfarre“ den Horizont der verlängerten Straßenflucht. Vor 1500 Jahren, als die Niederung zwischen den beiden Flüssen noch fast unbesiedelt war, hat das breit aufblühende, hochragende Ka-

stell das Gefächfeld wohl noch viel ausschließlicher beherrscht als heutzutage. . . . Mitten auf der Felsbrücke am Fuß der Anhöhe im Hinblick der hohen Mauerkrone und des überragenden Turmes mag sich dem Dichter der stundenlang geöffnete Einbruch vollendet und zum Vers geformt haben: . . . in com superbit Uguontus.

Es muß ohne Zweifel ein starker Eindruck gewesen sein, der den Säger des *Vergilla regis* unübersteiglich anwachte;<sup>12</sup>) die starken plastischen Bilder der einzigen Verszeile scheinen davon nachzuschlingen.

Man überdenke, daß Venantius mit gezählten 20 Hexametern seine Pilgerreise vom Grab des hl. Martin in Lour über Paris, Reims, an dem Rheim, über Augsburg, ins Breonland, zum Inn, entlang der Alenz und Drau nach Uguont beschrieb, und daß davon zwei volle Verse die Drautalschlösser und Uguont besingen. Paris und Reims sind kürzer abgetan. Augsburg ist die letztgenannte Stadt vor Uguont und St. Valde, die Patriarchenstadt in Friaul die nächste . . .

Es bedarf wahrhaftig keiner Interpretationskünste, um aus diesen Versen zu folgern, daß die Stadtanlage von Uguont so ausgedehnt, bedeutend und eindrucksvoll gewesen sein muß wie die eine oder andere unter den übrigen 3 genannten Orten. Wir können uns nicht denken, daß Venantius auf der langen Reise von Lour über Paris unter den 3 Siedlungen, die er im ganzen nennt, ausgerechnet ein verstreutes Kastell auf dem Sabamer Berg, oder auf dem Felsberg oder am Nußdorfer Berghang der namenlosen Erhöhung wert befunden hätte. — Gewiß, die Schlösser im Drautal fallen ihm auf . . . er erwähnt sie auch, aber so nebenbei: „ . . . qua se castella supmanu“.

Das spätrömische Uguont müssen wir nach den Versen des Venantius dort suchen, wo es seiner Größe und Bedeutung nach einzig Platz finden und stehen konnte, wo es alle Argumente der Patrologienforschung, der Besitzgeschichte und der frühmittelalterlichen Topographie verwirklicht, auf die Anhöhe um die St. Andreasparre zu Klenz.

Die moderne Forschung ist von der Kontinuität menschlicher Kultur- und Siedlungsentwicklung völlig überzeugt und hat sie in vielen andern Fällen erfolgreich nachgelesen. Um so verwunderlicher erscheint es, daß man in unserm Falle niemals auf den so nahelegenden Gedanken kam, das spätrömische Uguont im Bereich des ältesten Klenz zu suchen.

Freudigen wegen Raumangel in nächster Nummer.

# Bergkreuze in Osttirol

Ich erhebe meine Augen zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.

Inbegriff der Heimat und der Freiheit waren sie uns in der Fremde; unsere Träume freilich um sie im Schlafen und im Wachen, Sehnsucht und Heil, aufgespart auf Zeiten glückhaften Friedens und friedlichen Glückes; die Sicherheit ihres Daseins gab uns Halt in haltlosen Zeiten und den Richtungs-punkt im richtungslosen Geschehen um uns.

Bruder Berg! Weithin füllt Dein Schatten mein Tal in der Morgenstunde. Weithin leuchten in der Abendstunde Deine Türme und Wände durch mein

Tal. Im Dich tobt das Gewitter, das mich erschüttert, auf Dich strahlt die Sonne, die mich wärmt. Du schaust in mein Fenster und siehst den Nebel und den Jammer meines Tagewerkes, schaust in die Wiege meiner Kinder und in die Gräber meiner Ahnen. Du sahst meine ersten Schritte, Bruder Berg, und tohst auch in mein offenes Grab schauen.

Herr, ich danke Dir, daß Du die Berge schaffst, zu ihnen erhebe ich meine Augen und von ihnen kommt mir Hilfe.

Versteht Ihr, Freunde, warum Kreuze auf manchen unserer Gipfel errichtet wurden? Begreift Ihr das? Ist der Berg der rechte Ort um das Zeichen

der Erlösung für jene aufzupflanzen, die nicht mehr unter uns sind, deren Leiber in fremder Erde modern und sich vergeblich nach der Heimat sehnen? Die Antwort geben die Kreuze, die Ihr errichtet habt, für Euch: der weit-schauende Berg ist der rechte Ort.

Gottnahe, in feierlichem Schweigen steht er da. Alles Menschenwerk läßt er weit unter sich, die Hast und die Unruhe der Täler ist ihm fremd. Es ist nicht mehr allzuviel Verlaß auf die Täler. Heute vertollstet sie der, morgen durchstolzt sie ein anderer. Der Berg ist unsere Zuflucht geworden, Sinnbild des Gleichbleibenden, Zeichen für unberänderlich Bestehendes.

## Das Kreuz auf dem Spitzkofel

Wer scharfe Augen hat, kann bei guter Sicht von Klenz aus das Kreuz auf dem Spitzkofel gerade noch wahrnehmen. Der Hausberg unserer Stadt trägt es seit nunmehr fast zwei Jahren. Am 29. September 1946 wurde es aufgestellt und eingeweiht. Die Vorgeschichte seiner Errichtung ist kurz folgende:

Christus unsern König!

Gewidmet aus Liebe und Dankbarkeit, für die Errettung meiner lieben Frau Maria, aus Todesnot zu Ostern 1946.

Müller Andreas.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch nochmals allen meinen herzlichsten Dank aussprechen die mir, bei Erlösung meines Versprechens geholfen haben.

Das Kreuz wurde von Otto Häußler, Installateur in Klenz, angefertigt und mißt 7 Meter in der Höhe und 3 Meter in der Breite. Sein Gewicht beträgt rund 260 Kilogramm. Das verwendete Material ist 18 Millimeter starkes Eisenrohr. Außer dem Kreuz waren die Verspannungsfelle, der Zement und endlich auch noch das zum Zementieren nötige Wasser zu liefern.

Am 21. September 1946 nahmen zwanzig Burschen — meist Helmlehre aus Klenz und Zellach — die Elefenzung in Angriff. Über den Stadttweg ging es mit Pferd und Wagen verhältnismäßig leicht bis zur Kammbrücke. Dann begann das Tragen. Gegen Einbruch der Dunkelheit wurde die Kerschbaumeralm erreicht. Dort wurde übernachtet. Am zweiten Tage galt es, den schwierigeren Teil des Anlieferungsweges zu bewältigen. Der Höhenunterschied von der Kerschbaumeralm bis zum Gipfel beträgt immerhin noch 800 Meter. Die Schuttrinne im Talfluß des Hallebachales machte ganz beträchtliche Schotter- und Geröllstellen. Vom Einstieg weg mußte die schwere Last aufgestellt werden, was



Foto: Frau Maria

zwar wie vorausgesehen recht langsam vor sich ging, aber keine unerwarteten Hindernisse bot. Am schwierigsten zu betätigen war das Stück zwischen Ein-derhütte und Hauptgipfel. Dieses nur 200 Meter lange Geröllstück erforderte über drei Stunden harter Arbeit. Als sich dort die beiden Gesellschaften zum Warten in die Sonne setzten, geriet das Kreuz ins Rutschen. Gantschnig Heinrich ertöschte noch das Seil, kann die schwere Last natürlich nicht halten, aber doch so lenken, daß sich das Kreuz in den Felsen verfangt. Gantschnigs Hände sind stellenweise durch das Seil arg verbrannt, aber das Kreuz ist gerettet.

Das letzte Anstiegsstück von der Scharte zum Gipfel kann dann in etwa 25 Minuten, das ist die normale Anstiegszeit zurückgelegt werden. Um 5 Uhr abends liegt das Kreuz auf dem Gipfel.

Am 29. September, also eine Woche darauf, wurde das Kreuz dann feierlich eingeweiht. Den Weltgeist nahm P. Lukas Köhler vor und zelebrierte den Gedengottesdienst für die Gefallenen des zweiten Weltkrieges.

An der Gipfelfeier nahmen 270 Menschen teil, sieben Fahnen wehen in der frischen Bergluft, die während der Feiern den Lamedel hochweht und denen im Tale den Blick zum Gipfel freimacht.

Für alle Teilnehmer ein reiches und nachhaltiges Erlebnis.

Die Kräfte und Gewände aus Lannenzell, die das Kreuz schmückten, sind verrotten, wie sie verrotten mußten. Das Gipfelbuch, das an erster Stelle die Entstehungsgeschichte des Kreuzes enthält und durch eine ganze Reihe guter Aufnahmen von der Lieferung, der Aufstellung und der Einweihung des Kreuzes ein Originaldokument

merit darstellt, ist — im Sommer 1947 — spurlos verschwunden. Das ist bedauerlich und soll hier zum Anlaß genommen werden, die Bergsteiger ernstlich auf ihre Verantwortung gegenüber den Kreuzen, Gipfelbüchern (aber auch trigonometrischen Zeichen, Wegtafeln und Markierungen) aufmerksam zu machen.

Über das Kreuz steht!

In einer Reihe von schlichten Aufsätzen wollen die „Osttiroler Heimatblätter“ über die Entstehungsgeschichte der Osttiroler Bergkreuze berichten, um Einheimische wie Fremde in der beginnenden Bergsteigerzeit auf den Sinn der Kreuze aufmerksam zu machen und gleichzeitig jenen ein Wort des Dankes und der Anerkennung zu sagen, die ganz aus eigenem Antrieb einen idealen und meist durchaus nicht leicht zu verwirklichen den Gedanken aller Schwierigkeiten zum Trotz in die Tat umsetzen.

## Verlauf der Gamsräude in Osttirol in der Zeit von 1938 — 1945

Die Räude ist die ärgste Gefahr für unser edles Hochgebirgswild, die Gemse. Sie wird von einer Milbe verursacht, die nicht einmal  $\frac{1}{2}$  Millimeter groß ist, aber sich bis zu 1000 Stück je Quadratmillimeter in die Decke des befallenen Wildes einbohrt und Entzündungen derselben hervorruft mit nachfolgendem Hautausfall sowie Schuppen-, Krusten- und Borkenbildung, so daß schließlich infolge Entkräftung der Tod eintritt. Die Ansteckung erfolgt in der Regel durch räudige Ziegen, mitunter auch Schafe, meist bei Säuglingen, welche durch sonstige Parasiten im Magen und Darm oder in der Lunge geschwächt sind. Außerhalb des Tierkörpers ist die Milbe nur etwa 14 Tage lebensfähig.

Die Räude ist in den österreichischen Bergen seit langem verbreitet und stammt einmal da, einmal dort seuchenhaft auf, verschleppt durch den Weidewirtschaftsmangelhaft kontrollierter Ziegen aus oft entfernten Gegenden oder durch die Wanderung lastzarter Wildes.

In Osttirol trat sie im laufenden Jahrhundert zweimal auf. Zuerst im Matreierbezirk und seit 1938 in den Dolomiten. Ihren Weg kann sie von der Kreuzegeruppe über das Drautal in das Gebiet der Großgmeinsde Tristach, wahrscheinlich jedoch durch den Eintrieb kranker Hausziege genommen haben. Gleich nach Einlangen der ersten Meldungen setzten schlagartig die behördlichen Maßnahmen ein. Die Wald- und Alpenweide von Ziegen und Schafen wurde unter Aufsicht gestellt und die jagdliche Kontrolle durch Einstellung eines Bezirksräudekommissars und einiger staatlicher Räudejäger angeleitet, deren Berichte einem Landesräudekommissar für Kärnten und Steiermark zugehen. Schon im Sommer 1938 wurde eine Großaktion angeordnet. Noch war die Seuche auf das Hallebachtal in der Gemeinde Umhach beschränkt. Die dortigen Gamsräude sollten eingekreist und mit einem Schlag möglichst restlos vernichtet werden. Teilweise durch schlechtes Wetter mäßig das Unternehmen trotz reichlicher Strecken und zersprengte das Wild, darunter auch kranke

Stücke, bis ins Gebiet von Lavant und der Latscher Schattseite. Die Kruden der erlegten Stücke gelangten bei der Trophäenschau 1939 in einer Sonderkategorie zur Ausstellung und gaben dort Zeugnis von der hervorragenden Güte des Wildstandes, der in den nächsten Jahren zu 90 % der Seuche zum Opfer fiel. In dieser Zeit beehrte man sich dazu, die Abwehr individuell zu gestalten. Jeder Seuchenjäger erhielt ein Gebiet zugewiesen, wo er ohne allzubiel Beunruhigung den Einzelabschluß aller kranken, verdächtigten und anfälligen Tiere zu besorgen hatte. Erstere sind teils durch ihr Benehmen (Schütteln, Kratzen u. dgl.) sowie im fortgeschrittenen Stadium durch die haarlosen, verkrusteten Stellen in der Decke, letztere sind schwache, herabgekommene Exemplare (vornehmlich Rige) ohne Widerstandskraft gegen einen voraussetzlichen Milbenbefall. Die eingefezten einheimischen Jagdorgane verfügten vorbildlich über Bleifernrohre, ausziehbare Spreitste mit 30 facher Vergrößerung, große Jagdverfahrung und beste Orientierung, nachdem sie von 2 älteren Jägern aus anderen Seuchengebieten in den besondern Belangen angeleitet worden waren.

Ihre Zahl steigerte sich allmählich auf 7 hauptberufliche und 3 nebenamtliche, so daß die Gewähr für eine weitestgehende Überwachung zweifellos gegeben war. Ein gut durchdachtes Präventivsystem hielt den Dienstleister auf der notwendigen Höhe und zwar 5 M für jedes erlegte räudige Stück, welches von amtlicher Stelle (Amtstierarzt oder Seucheninstitut) anerkannt war. Zu diesem Zwecke mußte ein mit dem Tier zusammenhängendes räudiges Stück der Decke zur Konstatierung eingeschickt werden. Der restliche Körper wurde am Erlegungsorort mit Petroleum übergossen und verbrannt. Die solcherart geschossenen Stücke erreichten folgende Zahlen: 1938-25, 1939-45, 1940-63, 1941-96, 1942-22, 1943-15, 1944-10, 1945-3 = Summe: 279 Stück.

Welder konnte trotz aller aufgewendeten Mühe nicht verhindert werden, daß die Seuche zusehends Drau und

Gall vorerst nach Weizen wanderte, jedoch Gemsen als Standwild vorkamen (Anras, Karltisch), dann aber nach Osten durchbrach und in den reichen Wildbeständen des benachbarten Kärnten furchtbare Verwüstungen anrichtete. War die Zahl der Räudejäger schon vorher durch Einberufung zum Wehrmachtsdienst verringert worden, so sank sie nunmehr in Osttirol durch Abzug des Aufschlagspersonales in die frisch befallenen Reviere auf ein ohnmächtiges Minimum herab. Trotzdem überschritt das Seuchengebiet niemals die Drau und auch die Gall nach Süden, erst im Jahre 1943 in Kärnten. Von dort breiteten es sich über Luggau in die schattseitigen Hänge von Unter- und Ober- tirol sowie Karltisch aus. Hier gehen die Wildstände der besten Wuchergebiete Tirols, deren Trophäen bisher von keinem anderen Landestheil überboten worden sind, der Vernichtung entgegen und werden das Schicksal aller Jagden in Osttirol südlich der Drau teilen, welche derzeit nach dem Abflauen der furchtbaren Krankheit noch zirka 10—20 % ihres ursprünglichen Standes aufweisen. Bei dieser Dichte dürfte die gegenseitige direkte und indirekte Berührung des Wildes jenes Minimum erreicht haben, welches die Milbe zum langsamen Aussterben bringt. Gleichzeitig konnte sich in der Strafsebene durch den künstlichen Eingriff des rationalen Abschusses und auf natürlichem Wege jene Wildauslese vollziehen, die nur die stärksten und widerstandsfähigsten Tiere am Leben läßt. In diesen ist die Widerstandskraft dem Angriff der Milbe überlegen und bringt sie rechtzeitig zum Absterben. Wie weit sich in dieser Richtung das Auslegen von Decknetzen mit pharmazeutischen Zusätzen gegen die Parasiten im Darm und Magen bewährte, welche in den Jahren 1942—44 zur Stärkung der körperlichen Konstitution des Wildes in Anwendung kamen, konnte statistisch nicht erfaßt werden. Doch sind dieser Bekämpfungsart zweifellos beste Erfolge zuzubilligen, wenn sie konsequent neben anderen Maßnahmen durchgeführt wird.

S. Kofler.